

Von Käthe Helmar.

Villi lag am Strande. Gleich nach dem Frühstück war sie hierher gegangen und hatte sich in den warmen Sand eingebuddelt, um ungestört nachdenken zu können.

Das war eine unerquickliche Unterhaltung gewesen, heut früh am Kaffeetisch. So ärgert hatte sie Mama wohl noch nie gesehen. Mama hatte auf alle Welt geschrien. Den Kaffee fand sie grunzig, die Milch sauer und die Butter ranzig. Und dann immer derselbe Refrain: „Für das theure Geld!“ — Villi hatte ganz harmlos gefragt, ob Mama schlecht geschlafen hätte. Da ging aber das Donnerwetter erst recht los: Auch noch gut schlafen, wenn man sich so ärgern muß! Dieser Habentisch, dieser Allerwelts-Turmacher, dieser Maler mußte ihnen auch noch hierher nachkommen! War's nicht genug, daß man ihn in der Stadt überall und immer mit Villi zusammen sah! Und was sich Villi eigentlich geacht hätte, als sie Hans gegen so freundlich begrüßte. Sie sollte sich nur nicht einbilden, daß sie das Fräulein hier weiter dulden würde. Und Villi war nun 20 Jahre alt, wenn sie auch erst wie 16 ausseh.

Das mußte man mal an eine Heirat denken. Wer weiß, ob's nächstes Jahr noch zur Baderei kam. Und dann — was dann? Warum benahm sich Villi gegen den reichen Zahnarzt so abstoßend, der ihr erst gefahren die prachtvollen Rosen geschickt hatte? Das wäre der richtige Mann für sie. Den mußte Villi heiraten. — Villi war zuerst ganz starr gewesen über diesen Vorstoß. So hatte die Mama ja noch nie mit ihr gesprochen. Dann hatte sie, ohne zu antworten, sich ihren Hut genommen und war heruntergegangen an's Meer. Und nun begann sie noch einmal alles zu überdenken. Wie sie sich gefreut hatte, als sie Hans wieder sah, ihren lieben Kameraden, mit dem sie in der Stadt fast täglich zusammen war. „Habentisch!“ hatte die Mama gesagt. Ja, — daran hatte sie eigentlich noch nicht gedacht. War er wirklich arm? — Sie sann nach. — Es ist wahr, er hatte ihr die Blumen geschenkt oder Confetti, was sie sonst von ihren jungen Verehrern bekommen hatte. Zum Geburtstag hatte er ihr ein kleines Bild gemalt. Das stellte ihren Lieblingsplatz dar in den Anlagen vor der Stadt. Mit dem Bild auf den beiden Häfen, der die vielen Schiffe barg. Villi hatte sich wie ein Kind gefreut und das Bild auch hierher mitgenommen trotz Mamas Widerpruch! Mama war in der letzten Zeit so unendlich gewesen.

Wenn sie sie denn durcheinand verkehrten wollte, warum gerade mit dem Zahnarzt? Villi legte den Kopf auf die andere Seite, als ob sie das häßliche Bild loswerden wollte. Und sie sah träumend in's Meer. Da thürmten sich die Wellen mit den weißen Schaumkrönen und brachten Musikchen an's Ufer, die sich mit feuchtem Sand einhüllten und in der Sonne silbern glänzten. Dazwischen die Quallen wie burchsichtiges Krystall mit dem roten Kreuz in der Mitte. Wie schön das alles war!

Das erinnerte sie wieder an Hans, der sie die Natur lieben gelehrt hatte. Ja, wenn Hans sie zur Frau wollte, da würde sie sich's nicht lange überlegen. Sie hatten zwar noch nie von Liebe gesprochen. Aber gut war er ihr, das wußte sie. — Und „Habentisch!“ — lächerlich! Hans gehörte ja die ganze Welt. Wenn er wollte, zauberte er sich das Meer auf die Leinwand mit den perlmutternen Wogen. Sein Pinself war sein Zauberstab. Damit schaffte er sich sein Wunderland und malte Götinnen, die ihn beschützten. Wozu brauchte er denn die Welt und ihren Luxus? Er war ein Märchenprinz. Ein Stückchen blauer Himmel war sein Entzücken, und ein anmuthig geformtes Blütenblatt konnte ihn begeistern. Merkwürdig, wie sie jetzt alles mit seinen Augen sah!

Ob er wohl jemals an eine Trennung gedacht hätte? Sie wollte ihn fragen, das war das Beste. Er sollte ihr raten; er kannte sie und würde ja wissen, ob sie zur Frau des Zahnarztes taugte. So mußten es auch die Mädchen in den Luftspielen: dann endete es gewöhnlich so, daß der Gefragte erlebichte und seine eigene Liebe betante. Und nun gab's Küsse und Glid bis an's selbige Ende. — Sie würden schon lustig klang: Hans und Villi, wie hübsch das klang! Wenn's mal trapp war mit dem Geld, da ahnen sie halt bloß Kartoffeln mit Butter. Der Eierkuchen. Das wäre gerade nett, so eine Abwechslung.

Villi dachte bei dem Gedanken an solche Menns und warf den Lodenkoff in den Sand, daß der Hut hinterüber fiel und ihr feines buntes Haar wie gepudert ausfiel. Lustig blühte sie über sich und verfolgte eine Weile die weißen Wäldchen am Himmel, die eine feine Brise durch die warme Sommerluft trieb. — Aber die Mama, selb ihr auf einmal ein, was würde die wohl sagen? Das würde eine schöne Auseinandersetzung geben. Nun — schieflich heiratete doch Villi, und nicht die Mama. Da soll doch die Mama den Zahnarzt nehmen, wenn er ihr so gut gefällt! — Villi zudte die Wäldchen. — Sie würde sich nicht bestimmen lassen. Die Heirat mit Hans war in ihrem Köpchen fest beschloffen, und davon sollte sie nun Niemand mehr abbringen. — Um ihren Plan bald auszuführen, fand Villi auf, schüttelte den Sand von ihrem Kleid und ging auf den Seeberg, auf dem sie Hans bemerkt hatte. Er drehte ihr den Rücken und sah übertraut auf, als sie hinter ihm

nem Feldstuhl an die Staffelei trat. Mit freudlichem Kopfnicken begrüßte er sie und malte weiter. Villi sah ihm eine Weile zu. Dann sagte sie: „Ich möchte über eine erste Sache mit Ihnen reden, Hans. Haben Sie Lust, mich ein wenig hinauszurufen?“ „Nicht gern — wo ist denn die gnädige Frau?“

„Ach, Mama, schreibt noch Briefe zu Hause. Und dann möchte ich Sie auch gern allein sprechen.“ Hans schaute das junge Mädchen verwundert an. Was bedeutete denn das? Sie sah ja ordentlich erregt aus. Die braunen Augen funkelten so unternehmungslustig. Aber es stand ihr gut. Er legte seine Staffelei und die Utensilien zusammen, überlag sie dem Strandwärtler zum Aufheben und stieg mit Villi in's Boot. Mit kräftigen Ruderschlägen bewegte er es vorwärts, bis sie sich weit vom Strande entfernt hatten. Dann zog Hans die Ruder ein und wies mit einer Handbewegung auf das Panorama, das sich vor ihnen ausbreitete. Villi sah zerstreut auf. Jetzt hatte sie keinen Sinn für Naturschönheiten. Sie überlegte, wie sie ihre Frage einleiten sollte; aber es fiel ihr nichts ein. „Hans“, plägte sie plötzlich heraus, „ich soll heiraten.“ Und sie blühte ihm erwartungsvoll an. Das Gesicht konnte sie nicht sehen, das verdeckte die breite Kinnflur, denn Hans beugte sich nieder, als ob er eifrig an seinem Ruderspaß zu thun hätte.

„Mama denn?“ Lang es nach einer kleinen Pause etwas gedämpft unter der Breitkappe hervor. Villi schat zusammen. „Interessiert es Sie denn garnicht, wer mein Mann werden soll?“ „Ja, das ist doch nicht schwer zu erraten. „Na, das ist doch nicht schwer zu erraten“, meinte Hans, wieder die Ruder ergreifend und den Kahn mit festen Schlägen durch die glückseligen Wellen treibend. „Die Herren, die bei Ihnen verkehren, — sind alle keine Leute, — die eine Frau erben können. — Da ist doch bloß der Zahnarzt, der ist ja ein hübscher, reicher Mann und —“

„Aber Hans, und Sie —“ unterbrach ihn Villi, ganz außer sich über seine Gelassenheit. Hans hatte schnell die Ruder wieder eingezogen. „Ja — du lieber Gott! Ich — ein Heirathsandbald! Und er lachte gezwungen. „Wie kommen Sie denn auf den Verdacht?“ „Mir ist nicht zum Vagen, Hans. Bitte bleiben Sie einmal ausnahmsweise ernst.“

„Wie Sie befehlen, Villi. Ich gläube nur, daß eine so romantische Idee, wie Sie sie sich da zusammengezeichnet haben, besser in scharfstem Ton aus der Welt geschafft werden kann. Aber Sie wollen, daß ich ernsthaft rede. Schön! — Wir Beide haben uns recht gern, das ist wahr. Aber an eine Heirat mit Ihnen habe ich nie gedacht. Das wäre ja Ihr Unglück, Kind. Ueberlegen Sie sich, daß ich habe nichts, und Sie haben nichts. Wozum wollten wir denn leben? Wie denken Sie sich das eigentlich?“

Villi schwieg. Von den Eierkuchen und Kartoffeln wagte sie nicht zu reden. „Sehen Sie, Villi, es ist sehr leicht gesagt: von trockenem Brot leben.“ fuhr Hans fort, als ob er ihre Gedanken erraten hätte. „Aber recht schwer gekostet. Und Sie, Villi, Sie sind eine Natur, die sich ohne ein garnirtes Entree nicht wohl fühlt. Ich kann Ihnen so etwas nie bieten. Ich bin ein Phantast, der's in der Welt nicht wohl zu Gold und Schätzen bringen wird. Aber in unserer lebenslangen Zeit wollen sogar die Phantasten, was sie wollen. Und Sie, Sie sind im Grunde ein recht verständiges Geschöpf. Sie haben da heut eine Romanidee gehabt; und jetzt sind Sie mir vielleicht böse, daß ich sie Ihnen zerstückelt habe. Aber ich wäre ein schlechter Kerl und ein dummer Kerl, wenn ich anders zu Ihnen rede. Sagen Sie jetzt nichts mehr, Villi. Ueberlegen Sie sich's, und geben Sie mir die Hand d'rauf, daß wir die alten, guten Kameraden bleiben.“

Villi war sehr blaß geworden, und die Hand, die sie ihm reichte, war eisig. Sie blühte in die Wellen und sah gebankenlos ihr schaukelndes Spielzeug ab, während Hans an die Brücke zurückkehrte. — Dort oben standen schon die Mama und der Zahnarzt und erwarteten sie. Die Mama nahm Villi beiseite. „Kind“, sagte sie mit verlegenem Küsschen, indem sie Villi den Hut gerade setzte und den Schleier zurechtzupfte. „Herr Kolber war bei mir, nachdem Du fortgegangen warst, und hat mich gebeten, bei Dir ein gutes Wort für ihn einzulegen. Er möchte Dich zur Frau haben.“

Villi nickte apathisch. Die Mama wurde immer verlegen. Aus dem Rinde war auch garnicht Klug zu werden. „Nun, sagst Du garnichts? Hat Hans etwa?“ „Villi machte eine abwehrende Handbewegung. „Ach, daß doch Hans aus dem Spiel, Mama. Ich heirate ja Deinen Zahnarzt und thue, was Du willst. Daß mich bloß jetzt in Rub! Ich habe Kopfschmerzen und möchte mich bis zur table d'hote noch ausruhen.“

Villi ging nach dem Hotel und warf sich auf's Sopha. Da fing sie an zu weinen und wand sich in trampfhaftem Schluchzen. Sie dachte an nichts, sie wollte an nichts mehr denken: sie lächelte sich so sehr. Und sie schloß die Augen, um nichts mehr zu sehen. Aber die Erregung hatte sie so müde gemacht, daß sie einschielte und von der Mama erst geweckt werden mußte, in aller Eile noch Toilette zur table d'hote zu machen. — Abends wurde Verlobung gefeiert, und Hans gratulirte seiner Freundin

mit großer Herzlichkeit. Villi aber fand zulezt, daß der Zahnarzt gar nicht so übel war, beinahe noch netter als Hans.

Seine wahre Herrin.

Provellette von Jeanne Bertha Semmig. Der Herr von Wiesleben saß in seiner Halle am Kamin. Ein großer Buchenkloß brannte darin, und der Rauch zog wirbelnd hinauf in den Schlot. Draußen piffte der Wind und strich durch die Ritzen des Holzladens. Trotz des Teppichs, der diesen verdeckte, drang ein Kuffzug bis an den Lehnstuhl des Hausherrn, der wie in schwerer Gedankenarbeit vor sich hinbrütete. Nun klang seine tiefe Stimme durch den einsamen Raum.

„O weh, wo ist der Wald — Da Vöglein süße fangen, Die Heide ist so lahl — Die Heide, die ist lahl —“ Er sah zur Decke und suchte die verzweifelt einen Reim — es ist gar nicht so leicht, Dichter sein, und wenn man zehnmal garzum am landgräflichen Hofe war. — Nein, es kam nichts, ungenüß sprang er auf und lief mit großen Schritten auf den Steinfliesen herum.

„O weh, wo ist der Wald — Da Vöglein süße fangen, Die Heide ist so lahl —“ „Wo wir zu zwei'n gegangen.“ Eine klare Frauenstimme ergänzte es mit leisem Spote. — Er hob den Verhang auf, der ein kleines Gemälde von der Halle trennte: An einer Wiege saß ein junges Weib und schaute ihn ganz gleichmüthig an. Die junge Frau war sein Weib und das Kind in der Wiege ihr Erstgeborenes. — Sonderbar, daß sie gerade das Lied hören mußte, das war ja für seine hohe Herrin, die Frau Landgräfin von Thüringen, bestimmt, die mußte ja eigentlich die erste sein, die es zu Gehör bekam. „Was machst Du denn hier, Elise?“ „In der Klemmer und es kalt, da trug ich das Kleine hierher. — Wenn Ihr noch so laut spracht, lieber Herr, so werdet Ihr den Jungen werden.“ Ihre Stimme war ruhig und klangvoll.

Der Ritter trat an die Wiege und schaute in das kleine, runde Gesicht. Mit ungeschickter Färllichkeit strich er dem Kinde über das rauhe Haar. „Ich werde nicht mehr so laut sprechen“, er wandte sich zur Thür, — dann sah er sich halb verlegen an. „Du, Elise, — wie war doch der Reim, den Du sagtest?“ „Wieder klang es halb spöttlich: „Die Heide ist so lahl, Wo wir zu zwei'n gegangen.“

„Das geht aber nicht“, sprach er in heller Verzweiflung. — „so was thut eine edle Frau nicht.“ Sie zudte mit den Achseln. „Das weiß ich nicht; zu Hofe ging ich nie.“ „Aber wie kamst Du so leicht auf den Reim?“ „Muß man dazu suchen? — Das kommt so. Und als Ihr noch Junter wart, hab' ich Ihr Lieber vom Hofe gefungen, da hab' ich mir manches gemerkt.“

Der Eble von Wiesleben wurde roth! Ja, ja, das hatte er gekannt, da hatte er der Hohenburger Elise erzählt, daß er sich eine Herrin erwählt; die Frau Landgräfin hatte ihn unachtfam auf den Fuß getreten, da wandte sie sich um und lächelte ihm halb einschücheligend zu, — und dies hochwichtige Ereigniß machte sie zu seiner Herrin. — Die Elise hatte ihm damals etwas erzählt mit ihren großen Augen angesehen, gesagt hatte sie nichts. — Dann, ein paar Jahr später hatte der alte Wiesleben dem Hohenburger einen Besuch gemacht, und die Elise ward dem Junter anvertraut. Sie nannte ihn willig ihren Herrn und quälte ihn nie mit Wünschen nach einer Hofstatt. Sie war Mutter eines Kindes geworden, und schaltete mit fester Hand, als er im Sommer zu Hofe ritt. Im Herbst kehrte er zurück, da wollte es ihm scheinen, als sei ihr Antlitz etwas schmaler geworden, aber das war wohl ein Irrthum; sie war ruhig und klar wie zuvor, wirklich eine treffliche Wirthin. — Der Ritter hatte keine Anlage zum Grübeln, sonst hätte er sich wohl den Kopf geronnen, warum seine junge Wirthin im Sommer allein hausen mußte, während er nach einem Bild der alten Landgräfin schmachtete — es war eben so Eitel, und das genügte seinem — trotz aller Unnatürlichkeit — kindlichen Gemüthe.

Nun sah er wieder in seinem Sessel, und sein Dichter verwarfte ihm schmerz Kopfweh. Da ward der Vorhang zurückgeschoben, Frau Elise trat heraus, ein fast tropisches Lächeln spielte um ihren Mund. Sie legte die Hand auf seinen Arm. „Ebbö, soll ich Euch helfen?“ „Er sprang von seinem Sitze auf. „Du, Elise?“ „Nun, ja“, sagte sie ruhig, „ich will Dir helfen, was ist dabei?“ Eine feine Rötze überzog seine Stirn.

„Dich nicht, was Du sagen willst — es schide sich nicht, daß die Frau ihrem Herrn bei einem Liebesbelle, das für die Herrin bestimmt ist! — Das kümmert mich nicht!“ „Dich kümmert's nicht?“ — Er sah sie rasch fragend an. „Nein!“ — Wie thütl sie das sagte. — „Was einmal so Brauch ist, das rührt mich nicht. Ich spreche geradezu, Herr, das ist nun so bei mir, Ihr wüßt's von früher. Wenn ich nun will, daß Euer Vieh gefalle, ist das nicht ein rechter Wunsch? Daß sehen, ob die Frau Landgräfin Euch nicht eine Hofe dafür anwüßt.“

„Spottest Du?“ „O nein, ich spote nie.“ — Und sie sagte sich ihm gegenüber. „Wollen wir anfangen, Ebbö?“

Der Ritter hatte seinen alten Platz wieder eingenommen, und dem klaren Blide seiner jungen Ehefrau wurde es ihm schier unbegreiflich, und seine Stimme schien nicht ganz sicher, als fürchte er ihr Urtheil. „O weh, wo ist der Wald, Da Vöglein süße fangen, Die Heide ist so lahl — Wo wir zu zwei'n gegangen.“

„Ihr meint doch, das ginge nicht?“ fragte sie. „O es geht doch“, sagte er eifrig und froh, etwas weiterzutommen. „So wahr braucht ja alles nicht zu sein, es ist gar besser.“

„Ganz gewiß“, nickte die schöne Elise und lächelte unmerklich. „Also so fingt der Ritter, der seiner Frau gedent — und was meint Ihr, Ebbö, — was nun kommen wird nach der Klage um alte Zeit?“ „Ein Wunsch“, kam es rasch von seinen Lippen. „Ja, ihr anderen wüßcht immer; aber wer weiß denn, ob die Frau noch an den grünen Pfad denkt? Ich meine, er soll nun so fragen: „Denkt Du, Frau, noch der Zeit?“ — „Sonst will es mich bedünken, Die Minne sei verschneit.“

Wie sie das so ruhig sagte, als wüßte sie von gar nichts in der Welt, — das Antlitz des edlen Ritters war schier verblüfft. Sie merkte das und suchte ihn abzulenken. „Ihr müßt aber mitthun, Ebbö! Auf eine Frage gehört eine Antwort. Was soll nun die Frau sagen?“ „Weißt Du es nicht auch, Elise, — ich finde nichts“, sagte er ehrlich. „Früher ging es viel besser, woher das nun kommt?“

Sie sah ihn unbefangenen an. „Nüßt Ihr nicht von selber, was Ihr fingen sollt? Ihr müßt doch am besten wissen, wie es der Frau Landgräfin gefallt, sie muß Euch doch etwas darüber sagen.“ „Nichts sag' sie mir“, stieß er unruhig hervor. „Aber in Euren Liedern klingt es doch nicht so?“

„Ja, in den Liedern, das ist etwas anderes, das muß so sein. — Woher kennt Du denn meine Lieder?“ „D, die sang mir der Wernher, Dein früherer Bediente — er vermag kein, das er einmal für Dich aufgeschrieben hatte.“ Sie sagte es leichtlich. Warum verdroß es ihn so, daß der Knabe, der seine Burg verlassen, ihr die Lieder gegeben? Wegen der Landgräfin, der sie gegolten? — Er sah die Elise an, die schlant und fein vor ihm saß mit frauenhaftem Ernst in dem kinderbereiften. „Wie sagst Du das?“

„Im Sang und Vögeln. Was wüßst Du von Leide tragen? Die schliefen beide ein, Doch wird es wieder tagen.“ Sie hielt inne — er sah sie gefannt an. „Weiter, weiter —“ „Fast zagen schlief sie: „Die Minne ruht in Eis und Schnee, Du mußt sie selber weiden, Damit sie nicht vergeh.“

— Es war still im Zimmer, so still daß man sich fürchten konnte — und dann wüßcht man oft, sich an jemanden zu schmiegen. — Die Stille mit ihren heimlichen Wünschen ward unterbrochen. „Wir es Eurer Herrin leidlich gefallen?“ Elsen's Stimme klang hart und hell. Er sah sie fast zürend an und schwieg. „Ihr müßt es aufschreiben lassen — aber von wem, da der Wernher fort ist?“ Wernher hatte sonst manches Liebesstück für den Bergamont aufgeschrieben; der Klosterkloß früh entlaufen, er verschlagener, kluger Gesell und ritterbürtiger Wüßcht, war er wohl zu gebrauchen gewesen. Doch als sein Herr von der Sommerfahrt heimkehrte, war er ohne Grund entwichen, — nun knüßpte dieser wieder einen zerrissenen Faden an. „Warum ist er eigentlich gegangen, Elise — weißt Du das?“

einer anderen galt! Kommet Du nicht denken.“

„Schweig“, rief sie, und nun blühte ihr Jörn auf ihm, was kümmerl's mid, ob mein Herr über Land zog einer Frau zu Gefallen — sein Herz sollte rein bleiben wie ich.“

„Else“, rief er und streckte ihr die Hände entgegen — sie schien es nicht zu bemerken, sondern stand mit fest gestellten Händen da und schaute in die Gluthen. „Ihm schien ein Gedanke zu kommen. Er führte sie an den Lehnstuhl und zwang sie liebevoll hinein. „Ihr müßt mich an den Lehnstuhl setzen, das ist auch nicht nöthig.“ — „Ob sie es wohl eben so gern hören wird?“ — „Was meint Du, Else?“

„Ich weiß nicht.“ Ihre Rube war dahin, sie ästerte; fragend sah sie ihn an, als wüßte sie nicht, was er wollte. „Da seht er sich zu Füßen der Bebenben nieder und sprach leise und einbringlich: „O weh, wo ist der Wald, Da Vöglein süße fangen, Wo wir zu zwei'n gegangen.“

„In zwei'n, Else“, wiederholte er mit weicher Stimme. „Denkt Du, Frau, noch der Zeit?“ — „Sonst will es mich bedünken, Die Minne sei verschneit.“

„Ist denn die Minne verschneit, Else? Weißt Du nun, wer meine süße Frau ist?“

Er schlang die Arme um sie und zog die vor Wonne Schauernde an sich. — Sie sah ihn erst an, als geschähe etwas Unfaßbares, — dann schmeigte sie ihre Wangen an die seine und flüßerte: „Du brauchst die Minne nicht zu weiden, — sie hat so lang auf Dich gewartet — Liebest.“

So fand der Ritter von Wiesleben seine wahre Herrin. — Nach dem Regiment. Dumoreste von F. W.

An einem heissen Sommermittage saß im Hofgärtchen der ärztlichen Rettungsstation zu A. auf einer Holzbank der junge Mediziner Schmidt. Er hatte heute Dienst und beschäftigte sich damit, dem aus- und einfallenden Weidwahn zu zusehen. Seine Aufmerksamkeit ward aber eben abgelenkt, denn von der Seite her näherte sich ein junger Mann in Kadaverkleidung, den linken Arm mit einem weichen Tuch umwickelt und das Gesicht von Schmerz verzerrt. Schmidt stand auf, ging ihm entgegen, ließ sich die Art seines Sturzes und seiner Verwundung beschreiben und sandte ihn dann in das Bureau des diensthabenden Oberarztes zur näheren Untersuchung und Hilfestellung. Inzwischen war im oberen Stockwerk des Hauses an einem offenen Fenster ein toller Kopf und ein brüllendes Affengesicht zum Vorsteine gekommen, das ihrem Gespräch mit wüthender Miene zuhörte. Schmidt hatte längst wieder seinen Platz eingenommen und der Kadaverfahrer das Haus mit gutem Verstande verlassen, als sich die Thür zum Corridor öffnete und der Eigentümer der wüthenden Miene zeigte. Derselbe ging auf den ahnungslosen Jüngling zu und fuhr ihm barsch an: „Praktikant Schmidt, wie können Sie sich unterstehen, einen Krankenfallsfall eher als ich zu unteruchen? Wissen Sie nicht, daß nach dem Reglement der diensthabende Praktikant mit den erscheinenden Patienten nicht verkehren darf? Wollen Sie in Zukunft genau nach dem Reglement handeln!“

Nach Mani'a. Für das Commando der zweiten Mani'a-Expedition ist der General Frances Binton Greene bestimmt. General Greene, der am 27. Juni 1850 in Providence, N. J., geboren wurde, graduirte an der Militär-Academie zu West Point im Jahre 1870 als Erster unter 58 Uleutenanten und wurde zum zweiten Uleutenant im 4. Regiment Bundes-Artillerie ernannt. 1872 wurde er zum Ingenieur-Corps versetzt, 1874 Erster Uleutenant, 1883 Capitän. Nachdem er in verschiedenen Garnisonen in Virginia und Nord und Süd Carolina Dienst gekhan hatte, wurde er der internationalen Commission für Feststellung der nördlichen Grenze der Ver. Staaten vom Lake of the Woods bis zu den Rocky Mountains zugetheilt. Bis 1877 war er dem Kriegsdepartement attached.

General Greene. Dann wurde er zum Militär-Attaché in St. Petersburg ernannt und machte als solcher den russisch-türkischen Krieg mit. Er begleitete die russische Armee von der Donau im Juli 1877 bis nach Constantinopel im März 1878 und wohnte den Schlachten bei Plewna, dem Schipta-Paß, Tashoffen, Sophia und Philippopolis bei. Nach seiner Rückkehr im Jahre 1879 wurde er zum beaufichtigenden Ingenieur der Straßen und anderer öffentlichen Arbeiten im District Columbia ernannt und im Jahre 1885 zum Instructor des praktischen militärischen Ingenieurwesens in West Point. Am 31. December 1886 nahm er seiner Gesundheit halber den Abschied, worauf er sich in New York als Civil-Ingenieur niederließ. Beim Ausbruch des Krieges wählte ihn das 71. Militär-Regiment von New York zum Obersten. Auch als Militärattaché hat sich General Greene hervorgethan.



Der Held von Santiago. In der Blafade des Hafens von Santiago de Cuba hat sich ein junger Officier durch eine Heldenthat hervorgethan, welche in den Annalen unserer Kriegsmarine für alle Zeiten einen Ehrenplatz einnehmen wird. Um den Spaniern das Entkommen unmöglich zu machen, hat der junge Constructeur Richmond Barjon Kobson mit sieben Freiwilligen das Kohlenkiff „Meritima“ unter dem Feuer der Forts in die sehr enge Hafeneinfahrt bugirt und das Fahrzeug darauf durch Torpedos zum Sinken gebracht.

Lieut. Hobson. So daß die Fabrikstraße gesperrt wurde. Die tühne That verdient um so mehr Anerkennung, als dieselbe aus der eigenen Initiative des jungen Helden hervorgegangen und von ihm allein geplant war. Constructeur Hobson, der aus Alabama stammt und seine Ausbildung auf der Marine-Academie zu Annapolis erhalten hat, ist ein junger Mann von 27 Jahren; er gehört dem Constructionscorps als Uleutenant an u. hat auf mehreren der ersten Schiffswerften der alten Welt seine Kenntnisse in der Construction von Kriegsschiffen zu erweitern Gelegenheit gehabt.



Deutschlich. In einer Gesellschaft werden wieder einmal Schwiegermutternige erzählt. Erbot darüber, merdet sich einer der Damen, glückliche Befigterin von drei unterbehaltenen Töchtern, zu einem Bild besitzenden, schüchternen, jungen Mann, der sich an der „Hege“ nicht beihellig hatte, mit den Worten: „Sie sind wohl auch ein Feind der Schwiegermütter?“



Das Rad. Das Rad soll ein Vergnügen sein, behauptet man ganz munter! Mir war's von Anfang an zur Pein: Als ich es kaufte, fiel ich rein, Und nachher fiel ich runter.

Das Rad. Das Rad soll ein Vergnügen sein, behauptet man ganz munter! Mir war's von Anfang an zur Pein: Als ich es kaufte, fiel ich rein, Und nachher fiel ich runter.

Das Rad. Das Rad soll ein Vergnügen sein, behauptet man ganz munter! Mir war's von Anfang an zur Pein: Als ich es kaufte, fiel ich rein, Und nachher fiel ich runter.

Das Rad. Das Rad soll ein Vergnügen sein, behauptet man ganz munter! Mir war's von Anfang an zur Pein: Als ich es kaufte, fiel ich rein, Und nachher fiel ich runter.

Das Rad. Das Rad soll ein Vergnügen sein, behauptet man ganz munter! Mir war's von Anfang an zur Pein: Als ich es kaufte, fiel ich rein, Und nachher fiel ich runter.

Das Rad. Das Rad soll ein Vergnügen sein, behauptet man ganz munter! Mir war's von Anfang an zur Pein: Als ich es kaufte, fiel ich rein, Und nachher fiel ich runter.

Das Rad. Das Rad soll ein Vergnügen sein, behauptet man ganz munter! Mir war's von Anfang an zur Pein: Als ich es kaufte, fiel ich rein, Und nachher fiel ich runter.

Das Rad. Das Rad soll ein Vergnügen sein, behauptet man ganz munter! Mir war's von Anfang an zur Pein: Als ich es kaufte, fiel ich rein, Und nachher fiel ich runter.

Das Rad. Das Rad soll ein Vergnügen sein, behauptet man ganz munter! Mir war's von Anfang an zur Pein: Als ich es kaufte, fiel ich rein, Und nachher fiel ich runter.

Das Rad. Das Rad soll ein Vergnügen sein, behauptet man ganz munter! Mir war's von Anfang an zur Pein: Als ich es kaufte, fiel ich rein, Und nachher fiel ich runter.